

№ 42. 1899.

Sommerfäden.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Endlich hatten die Retter ihr Ziel erreicht und sahen in drei halberstarrte, schreckensbleiche Gesichter. Und nun kam der schwerste, der gefahrvollste Theil ihres Werkes: das Hereinholen der vor Angst und Kälte zitternden Menschen in ihren schwankenden Kahn.

Aber Gina verlor auch in diesem Moment nicht ihre Zuversicht, nicht den hohen Muth, mit dem sie durch den Sturm dahingerudert war. Ein seliges Vertrauen auf die Kraft und Gewandtheit ihres Begleiters war in ihr, als wäre sie geborgen in seiner Nähe, mitten im Gewitterzorn. Hans hatte sich auf den Boden des Schiffes niedergekauert, und während Gina das Gleichgewicht zu halten suchte und gegen den Wind die Ruder anstemmte, streckte er seine Arme aus.

„Kommen Sie rasch! Einer nach dem Anderen. Nur Muth! Ich helfe Ihnen.“

Eiskalte Hände erfaßten die seinen; ein weicher Körper schmiegte sich einen Moment an seine Brust. Der Kahn schwankte stark, aber die eine triefende, vom Mantel verhüllte Gestalt war geborgen und hob nun wie erwachend den Kopf mit der weißen Mütze empor. Es war ein junges Mädchen, das noch hübsch erschien selbst in seiner Bläße, selbst mit den fahlen Lippen. Die Rettung der Begleiterin entlockte den beiden jungen Männern, die am Rande des umgekippten Bootes hingen, einen Ausruf der Erleichterung. Sie kamen mit der Gewandtheit geübter Turner in das Rettungsboot, das sich wieder weiter bewegte, nun von den Wellen dem Ufer entgegengetragen.

Die junge Dame fand zuerst die Sprache wieder. Sie blickte mit schönen hellen Augen auf die Beiden, die mit heißen Wangen und in freudiger Erregung dem Ufer zu ruderten, und sagte in etwas fremdländischem Deutsch: „O wie sehr sind wir Ihnen Dank schuldig, Sir, und Ihnen, gnädige Frau!“

Hans nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Den Dank schulden Sie nur dieser jungen Dame, die Ihren Unfall beobachtete. Ich war nur ihr Werkzeug.“

„O!“ rief die Fremde erstaunt und richtete ihre ausdrucksvollen Augen bewundernd auf Gina. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Begleiter vorstelle: Mr. Smith und Mr. Wilkins, meine Landsleute aus New-York.“

Die Amerikaner murmelten ein paar unverständliche englische Worte und machten Beide Miene, sich zu erheben und an Stelle Gina's die Ruder zu ergreifen. Aber Hans rief: „Ich muß die Herren dringend bitten, ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben. Ein zweites kaltes Bad wird Ihnen ja auch kein Vergnügen machen, nicht wahr? Fräulein Hauberg hat sich bewährt als wackerer Seemann. Ich glaube, sie ist aus dem Geschlechte der Wikinger.“

Er hatte den Kopf ein wenig umgewandt und schaute mit einem Blick, der Gina durchrieselte, in ihre Augen.

„Ueberdies,“ fügte er, wieder zu der Amerikanerin sprechend, hinzu, „sind wir in wenigen Minuten an der Villa meiner Eltern angelangt, mit deren Gastfreundschaft Sie mit Ihren Begleitern wohl für heute vorlieb nehmen müssen. Es ist höchste Zeit, daß Sie in trockene Kleider kommen, mein gnädiges Fräulein.“

An der Drey'schen Villa hatte sich die Familie am Steg versammelt und besorgt nach den kühnen Rettern ausgeblickt. Der Diener kam nun mit Mänteln und Schirmen, die aller-



Der Kampf mit dem Drachen. Nach einem Gemälde von C. Reichert. (S. 331)

dings für die Durchnäßten keinen besonderen Werth mehr hatten.

Die junge Amerikanerin aber klammerte sich an Gina's Arm und wollte um keinen Preis zugeben, daß diese sich verabschiedete.

„Bitte, bitte, lassen Sie mich nicht allein unter diesen fremden Leuten. Sie waren so gut gegen mich. Ich muß auch Ihr Gesicht sehen im hellen Licht!“

Es war eine einschmeichelnde Stimme, der sich nicht wohl etwas abschlagen ließ. Aber mächtiger noch wirkte auf das Mädchen der leuchtende Blick, mit dem Hans bemerkte: „Aber natürlich müssen Sie mit! Wir waren so gute Kameraden. Sie werden mich doch jetzt nicht im Stiche lassen, da wir das Rettungsfest feiern wollen.“

In ihr zitterte jeder Nerv nach der Anstrengung, nach dem Kampfe mit Wind und Wellen. Ihr ganzes Wesen war wie gehoben, wie befreit, wie berauscht von diesem kraftvollen Ringen, von dieser gemeinsam mit ihm überwundenen Gefahr. Auch ihre sonstige stolze Scheu war wie fortgeschwemmt von diesem Hochgefühl. Es schien ihr natürlich, daß sie in seiner Nähe blieb, als wäre es nie anders gewesen.

Sie plauderte, nachdem sie den Mantel abgelegt und das feuchte Haar ein wenig geglättet hatte, mit lebhafter Unbefangenheit mit der Frau Geheimrath, die ihren Gästen die liebenswürdigste Gastfreundschaft entgegenbrachte und ihren Sohn mit bewunderndem Stolz anblickte.

Der Diener wurde in die Nachbarvilla geschickt, damit sich Frau Hauberg bei ihrer Rückkehr nicht über Gina's Verbleiben ängstige, und man ließ sich bald an der in aller Eile reichlich und einladend hergerichteten Tafel im Erker des Eßzimmers nieder. Die beiden Amerikaner, die mit Kleidern versehen worden waren, nahmen sich allerdings nur Zeit, ein paar Gläser heißen Thees hinunterzustürzen. Sie wollten mit einigen Schiffern, die nun, da der Sturm nachgelassen hatte, leicht aufzutreiben waren, noch einmal hinausfahren, um das Segelboot aufzurichten und an das Ufer zu bringen, ehe es versank. Sie schüttelten Gina und Hans kräftig die Hände und verschwanden dann mit stummem Gruß. Ihre junge Landsmännin aber schien sich bald recht behaglich zu fühlen an dem fremden Tisch und in den fremden Kleidern. Leutnant Oskar betrachtete mit unverhohlener Bewunderung das weiche Oval ihres Gesichtes, das sich allmälig wieder zart rosig färbte. Auch Hans bekannte lachend, daß er sich herzlich über den Gast freue, den er sich aus dem See gefischt hatte. Aber seine Blicke kehrten doch immer wieder zu Gina zurück, die sturmzerzaust, mit heißen Wangen und noch glänzenderen Augen als sonst, mit ihrer hohen Gestalt einen scharfen Gegensatz bildete zu der zierlichen Amerikanerin.

In ganz heiterer, aber doch wunderlich gemischter Stimmung saß man zusammen. Gina und Hans durchglüht und erregt; Edith, die Amerikanerin, noch leise schaudernd in Erinnerung an die Todesgefahr; nur der Offizier in seiner Alltagsverfassung mit einem leichten Anflug von Galanterie.

Es war still geworden auf dem See, als Gina den kurzen Heimweg antrat. Aber kein Stern schimmerte an dem dunklen Nachthimmel; nur in der Ferne zuckte es wetterleuchtend durch die Wolken in grellem Gelb. Hans hatte ihren Arm in den seinen gezogen und führte sie langsam, zögernd auf dem schmalen Weg unter den Bäumen hin, welche die beiden Villen trennten.

„War das schön, wie wir heute durch den Sturm gefahren sind!“ sagte er leidenschaftlich. „Sie sind ein herrliches Mädchen, Fräulein Gina!“

Er beugte seinen Kopf zu ihr herab. Er suchte im Dunklen ihren Augen zu begegnen.

Sie sagte nichts. Aber wie vorher im Sturm schien wieder die gleiche heiße Empfindung sie Beide zu beherrschen, die sie verstanden auch ohne Worte. Als sie ihm dann am Gitterthor die Hand reichte, da umfaßte er ihre Gestalt mit seinen Armen und drückte seine Lippen auf die ihren mit einem langen, heißen Kuß.

„So nimmt man Abschied nach solchem Tage, Gina!“

Wie eine lodernde Flamme schlug's ihr entgegen von seinen Lippen, aus seiner bewegten Stimme. Zum ersten Male in ihrem Leben traf sie der Hauch einer heißen Leidenschaft. Hätte sie ihrem Verlangen nachgegeben, sie würde die Arme um seinen Hals geschlungen und ihn wieder geküßt haben. Aber der Bann, mit dem Sitte und Erziehung ein Mädchenherz umschließen, wird nicht so leicht gebrochen. Hans fühlte nur eine zuckende Hand in der seinen, dann war sie fort. Erst als sie allein war in ihrem Stübchen, wich die Selbstbeherrschung von ihr. Sie warf sich auf ihr Bett nieder und lachte und schluchzte und flüsterte in die Kissen hinein: „Ich hab' Dich lieb, Hans! Rasend lieb!“ Sie war wie außer sich.

Die ganze Nacht lag sie ruhelos; Worte murmelnd, Wünsche denkend, die sie mit tiefer, mit brennender Sehnsucht umstrickten; oder sie träumte, sie säße wieder mit ihm im tanzenden Kahn und frohlockte unter Blitz und Donner, und glitte mit ihm fort in eine selige Unendlichkeit.

Sie war bleich und abgemattet, als sie am Morgen aufstand, wie nach einer Fiebernacht. Grau und sonnenlos lag die Landschaft draußen. Nebel verschleierten die Berge; ein reizloser, gleichförmig stiller Tag. Nun sah sie auch wieder vollständig nüchtern und klar die Wirklichkeit. Sie hatte gestern ein kleines Abenteuer erlebt. Es war vorüber. Ein Morgen würde nun wieder dem anderen folgen, wie sonst. Er aber, er blieb ihr fern, wie je. In der Aufwallung eines Augenblickes hatte er sie geküßt. Was bedeutete ihm ein Kuß? Der Wunsch einer Minute — eine Laune!

Gleichsam zur Bestätigung der wehmüthigen Einsicht, die ihr der Morgen brachte, hörte sie schon zur Frühstücksstunde aus der Nachbarsvilla eine lustige Unterhaltung herüberklingen, Mädchenlachen, dazwischen seine Stimme. Er radebrechte englisch mit Miß Edith. Später sangen sie sogar ein amerikanisches Lied zum Klavier. Es stimmte gut zusammen: sein kräftiger Baryton und ihr weicher Sopran.

Gegen Mittag erschien Edith an dem verschlossenen Pförtchen, das die Gärten trennte, und sagte: „Warum kommen Sie nicht zu mir, Miß Hauberg? Thun Sie es doch! Ich habe Sehnsucht nach Ihnen.“

Ach, Gina hätte sich in ihrer Stimmung lieber in einen einsamen Wald vergraben, oder wie ihr Vater in dem stillen Pavillon im Halbdunkel gesessen, als unter lustigen Menschen zu verweilen. Aber Edith wußte mit so liebenswürdiger Gewalt ihren Willen durchzusetzen, daß gar kein Widerstand nützte.

Auch in der Drey'schen Villa schien sie schon das ganze Haus zu beherrschen. Oskar stand in voller Uniform im Garten und kam jeder Neckerei Gina's zuvor mit der Bemerkung, nur auf Befehl des schönen Gastes habe er sein ländliches Civil aufgegeben.

„O, Uniforms sind reizend. Ich schwärme für Uniforms,“ bekannte Edith mit ihrer amerikanischen Offenherzigkeit.

„Ich begreife auch gar nicht, wie Sie in New-York existiren können ohne Leutnants,“ spottete Hans mit einer leisen Gereiztheit, als mißgönne er dem Bruder das zweierlei Tuch, das sie so begeisterte.

Die beiden jungen Herren schienen sich ordentlich zu überbieten an Liebenswürdigkeit gegen ihre Hausgenossin.

Gina fühlte, daß sie mit ihren überwachten Augen, mit der Müdigkeit, die auf ihre Stirn drückte, und vor Allem mit diesem unerträglichen Gefühl des Elends in der Brust eine schlechte Figur abgab in der heiteren Gesellschaft.

Edith sah ihr auch ein paarmal eindringlich forschend in das ernste Gesicht. Ihren klugen Augen entging die Befangenheit nicht, die zwischen den beiden Menschen obwaltete, die ihr gestern so zusammengehörig, so untrennbar in ihrer Eigenschaft als ihre Erretter erschienen waren. Sie bemerkte die Hast, mit der Gina von den gleichgiltigsten Dingen plauderte, wenn sie einmal mit Hans allein sprach, wie müde und erzwungen ihr Lachen klang.

Ach, das arme Mädchen gab sich krampfhafte Mühe, in den heiteren Ton miteinzustimmen.

Er sollte sehen, daß sie ihn verstand; daß sie keine sentimentale Närrin sei, die einen flüchtigen Kuß für eine bindende Liebeserklärung hielt.

Gestern hatte sie ihm ja gesagt: „Ich habe Kraft und Muth wie ein Mann.“ Nun mußte sie es beweisen. Ein Boot im Sturm rudern, das war nichts. Aber das eigene Herz bezwingen, dazu gehörte Größe, ein eiserner Wille.

Ach, wenn es nur nicht so bitterlich weh gethan hätte, daß sie hätte aufstöhnen mögen vor Schmerz, so oft er mit seinem strahlenden Lächeln in Edith's schönes, rosiges Gesicht blickte.

Hans war kein gemüthloser, kein oberflächlicher Mensch. Er besaß eine große Eindrucksfähigkeit und konnte sich von dem Moment fortreißen lassen zu glühender Wärme und Begeisterung. Als sonniges Glückskind war er es auch gewöhnt, seinen Stimmungen nachzugeben und sich keinen schönen Augenblick zu verkümmern durch ein ängstliches Bedenken des Zukünftigen. Der Kuß, den er von Gina's Lippen nahm, war für ihn nur der natürliche Ausdruck seines Wohlgefallens, seiner Bewunderung.

In der nüchternen Morgenstimmung hatte er sich freilich gestanden, daß er sich einer unbegreiflichen Keckheit schuldig gemacht, daß er wirklich nach und nach die Fähigkeit verloren, mit zartfühlenden jungen Mädchen umzugehen und sich nach den Sitten der guten Gesellschaft zu richten.

So gut das junge Mädchen ihm auch gefiel, er dachte gar nicht an eine ernste Liebe; er hatte gar kein Verständniß für Treue. Aber er sah wohl ein, daß Gina ein Recht hatte, ihm sein Benehmen zu verübeln. Reue und Zerknirschung lagen jedoch so wenig in seiner Natur, daß er am besten fand, sich gleich von seiner allerleichtsinnigsten Seite zu zeigen und zu thun, als habe er den Vorfall völlig vergessen.

Mochte sie ihn für schlechter, für launenhafter halten, als er war — sie sollte nur nicht zu gut von ihm denken. Er war stolz darauf, daß er nie ein Weib betrogen, daß er Jeder mit der freimüthigsten Offenheit bekannt hatte: „Heute liebe ich Dich! Morgen — wer weiß?“ So hatte er sich aus den heißesten Banden ohne Gewissensbisse stets losgerissen zu neuem Lieben, neuem lachenden Glück.

Gina aber, die sich bemühte, mit derselben Gleichgiltigkeit wie er an den gestrigen leidenschaftlichen Abschied zu denken, ward doch ab und zu von einer wilden Empörung durchzuckt. Wie durfte er nur so grausam sein? Wie durfte er sie küssen, wenn er sie doch nicht liebte?

3.

Während der nächsten Wochen ward es still auf der Drey'schen Villa. Edith war mit den beiden Brüdern, die ihr Beruf in die Stadt rief, abgereist. Sie kam aber nach wenigen Tagen wieder zu einem kurzen Besuch, diesmal in Begleitung ihrer Eltern, die auch Gina kennen lernen wollten. Die Mutter war eine vornehme, noch jugendliche Erscheinung; der Vater ein wortkarger Mann, mit dem selbstbewußten Auftreten der Menschen, die einen gesicherten Besitz ihr eigen nennen. Die ganze Familie überschüttete die „Lebensretterin" mit Liebenswürdigkeit. Edith warb förmlich um Gina's Freundschaft. Aber das junge Mädchen hörte aus dem Gespräch der Amerikanerin immer wieder den Namen „Mr. Hans" hervorklingen. Sie konnte Edith's Herzlichkeit nicht erwiedern. In manchen Momenten stieg ihr ein wahrer Haß empor gegen dieses Mädchen, das sie aus den Wellen gerettet. Ihr Leben war ein beständiges Ringen geworden gegen ihre Leidenschaft. Sie hatte Ruhe gehofft von seiner Entfernung. Aber wenn sie sich auch jeden Abend selbst versicherte: „Nun ist's vorbei! Nun denke ich nie, nie mehr an ihn!" so ertappte sie sich doch des Morgens, wie sie, halb im Traum, sich den Moment wieder vor die Seele rief, da er sie in seinen Armen gehalten hatte.

Dabei bedurfte sie beständiger Verstellung und Beherrschung, um ihren Gemüthszustand vor ihrer Mutter zu verbergen, die in ihrem Interesse für die Nachbarn nicht erlahmte. Adele's Neugier in Bezug auf Alles, was bei Geheimraths vorging, ward sogar in der zweiten Hälfte des Juni auf das Lebhafteste angeregt. Sie hatte bemerkt, daß der Telegraphenbote zu den verschiedensten Tageszeiten an dem angrenzenden Thore klingelte, daß der Drey'sche Diener immer wieder zur Post lief; daß nebenan eine besondere Aufregung herrschte. Es mußte irgend etwas los sein, das stand fest. Sie hätte nur zu gerne herausgebracht, was es war.

Am Morgen eines Feiertages, als Gina neben ihrem Vater auf einem schattigen Bänkchen saß und ihm vorlas, kam die Mutter in sichtlicher Erregung auf sie zu gelaufen und rief: „Hast Du gesehen, Gina? Eben wurde ein ganzer Kahn voll Tannenzweige bei Dreys abgeladen. Der ganze Speisesaal soll mit Guirlanden geschmückt werden. Ich dachte mir's ja gleich, daß sich etwas ereignet habe, und nun erzählte es die Rosine unserer Anna: am Sonntag ist Verlobungsfeier! Du wirst natürlich auch eingeladen werden. Nun bist Du ja außer der Lebensretterin auch eine Ehestifterin geworden für die schöne Miß Edith. Sie soll fabelhaft reich sein. Natürlich! Heutzutage macht ja nur eine gute Parthie, wer selbst eine gute Parthie ist."

Adele hatte die Lorgnette an die Augen gedrückt und schaute auf ein der Nachbarvilla sich näherndes Boot, in dem geputzte Menschen saßen. Sie bemerkte kaum, daß Gina kein Wort der Erwiederung auf ihre Nachricht hatte. Aber der Vater sah seinem Kinde einen Moment in das Gesicht und sah hier fassungslosen Schrecken, wilde Verzweiflung. Er hatte das Geheimniß seiner Tochter errathen.

Er hätte ihr gerne etwas Liebes, Tröstendes gesagt; aber zärtliche Scenen waren so wenig Brauch in diesem frostigen Heim. Er konnte nichts thun, als ihren Schmerz ehren, sich schweigend und mitleidvoll von ihr abwenden. Aber sein Haupt war noch tiefer gebeugt als sonst, als er durch den Garten schritt. Es thut ja so bitterlich weh, ein geliebtes Wesen leiden zu sehen, ohne Trost, ohne Hilfe.

Nach einer Weile kam der Briefbote und brachte eine goldgeränderte Karte: die Verlobungsanzeige.

Hauberg las, schüttelte den Kopf, zögerte eine Weile und näherte sich dann doch wieder der Bank, auf der Gina noch saß, mit starren Augen und kreideweißem Gesicht.

Er zauderte, sie anzusprechen. Sie erschien ihm wie eine Kranke, die jede Berührung schmerzen mußte. Und dennoch — vielleicht hielt er das Mittel in der Hand, um sein armes Kind zu heilen.

Mit schonendster Ruhe, in einem recht harmlosen Tone, der ihr verbergen sollte, daß er eine Ahnung habe, wie nahe ihr die Sache gehe, sagte er: „Hier steht auch schon schwarz auf weiß, was Deine Mutter so lebhaft interessirt, Oskar v. Drey zeigt seine Verlobung an mit Fräulein Edith Tomson."

„Oskar?" Er hörte es an dem raschen, freudig erstaunten Aufschrei, er sah es an dem plötzlichen Wiederaufleben der verblaßten Züge, daß er sich nicht getäuscht habe, daß nur ein Mißverständniß Gina so aus dem Gleichgewicht gerissen hatte.

Es wäre ihm undenkbar erschienen, daß der selbstgefällige junge Offizier seiner stolzen Gina ein warmes Interesse zu erwecken vermocht hätte.

„Also Edith hat sich wirklich verliebt in die schöne Uniform! Merkwürdiger Geschmack!" sagte sie nach einer Weile mit ihrem alten Lachen, das so befreiend klang für das Ohr des Vaters.

Aber eine Warnung konnte er ihr dennoch nicht ersparen, nun, da er wußte, wem ihre heimliche Liebe galt.

„Mir wäre es auch begreiflicher erschienen, wenn sie den älteren, den Hans, gewählt hätte," bemerkte er möglichst trocken und in gleichgiltigem Plauderton, ohne seine Tochter anzusehen. „Aber der Leichtfuß denkt wohl nicht an das Heirathen. Ein halbes Dutzend flotter Abenteuer ist ihm lieber als die schönste Amerikanerin."

Ueber Gina aber war plötzlich ein Glücksgefühl gekommen, das auch diese Bedenken nicht erschüttern konnten.

Er ist frei! Er ist frei! jauchzte ihre Seele. Was wollte sie mehr? Sie hatte ja nie darauf gehofft, daß er kommen und sie um ihre Hand bitten würde. Was kümmerten sie seine Abenteuer? Wenn nur keine Andere ein volles Recht an ihn besaß! Wenn er nur Keiner ernstlich zugethan war! Solange er Niemand angehörte, war es doch kein Unrecht, an ihn zu denken, sich nach ihm zu sehnen.

Sie war plötzlich nachsichtig geworden gegen sich. Sie trotzte nicht mehr gegen ein Gefühl, das stärker war als sie. Nach dem Todesschrecken, den sie durchlitten, wollte sie ihrem Herzen eine kurze Feiertagsstimmung vergönnen, sich freuen, daß sie ihn wiedersehen würde, daß sie Edith nun rückhaltlos gut sein konnte, sich freuen auf die sonnigen Stunden in seiner Nähe, die vor ihr lagen.

Es war ja so sommerlich schön in der Welt, der See funkelte so lustig in blitzendem Blau, und berauschend dufteten die Linden in ihrem Garten.

Die Nachbarvilla füllte sich mit Gästen. Hans war angekommen, um den Festsaal auszuschmücken und die Besucher zu unterhalten; auch die hübsche Braut weilte schon bei den künftigen Schwiegereltern. Den Bräutigam hielt der Dienst noch in der Stadt zurück. Gina hörte vom frühen Morgen bis zum späten Abend vergnügte Stimmen herüber klingen; elegante, lichte Kleider flatterten durch den Garten. Hans fühlte sich recht in seinem Element unter einem ganzen Kreis hübscher junger Damen. Man musizirte, man spielte, man plauderte und lachte auf der Veranda, in den Lauben. Auch sie war ein paarmal drüben gewesen, fröhlich wie die Anderen, mit dem festen Vorsatz, sich heiter einer schönen Gegenwart hinzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf mit dem Drachen.

(Mit Bild auf Seite 329.)

Ueber den drei Hunden, die auf unserem Bilde S. 329 (nach einem Gemälde von C. Reichert) auf einer Wiese spielten, knatterte etwas in der Luft, und dann senkte sich ein Ungethüm hernieder, das einen raschelnden Schwanz auf dem Boden hinzog. Den packt der Muthigste von den Hunden, und nun betheiligen sich auch seine beiden Kameraden daran, das fliegende Ungethüm herunterzubekommen, um es zu zerreißen. Die beiden Knaben, welche den Drachen aufgelassen, suchten die Hunde zuerst durch Schreien zu verscheuchen; sie zogen die Schnur an, damit der Drache sich wieder erhebe, aber die Vierfüßler wollten ihre Beute nicht fahren lassen. Schon kommt noch ein vierter Hund herzugerannt, und der „Kampf mit dem Drachen" würde sicher mit der Vernichtung des letzteren enden, wenn jetzt nicht auch einer der Knaben herbeieilte, um das bedrohte Spielzeug zu retten.

Herbstparade der Berliner Dienstmänner.

(Mit Bild auf Seite 332.)

Alljährlich im November läßt die Berliner Polizei sämmtliche Dienstmänner der Reichshauptstadt zu einer Musterung aufrufen, die scherzhafterweise als „Herbstparade" bezeichnet wird. Jeder Dienstmann hat dabei in reinlichem Anzuge, mit blank geputztem Messingschild und gewichsten oder geschmierten Stiefeln zu erscheinen; auch muß er sein Dienstbuch, eine Karte von Berlin und die amtliche Wegmessungstabelle, wonach die Entlohnung berechnet wird, mitbringen. Diese Kolonne von Dienstmännern bei der Herbstparade, die unser Bild auf S. 332 veranschaulicht, gewährt einen originellen Anblick. Da stehen sie alle, alte und junge, große und kleine, dicke und dünne, stämmige und gebrechliche Gestalten, und lauschen der Verlesung der „Kriegsartikel", das heißt der polizeilichen Bestimmungen für die Dienstmänner, die im Beisein eines Polizeileutnants und einiger Schutzleute stattfindet.

Stuckhauptmann Feuerstein.

Erzählung von **A. P. Borum.**

1.

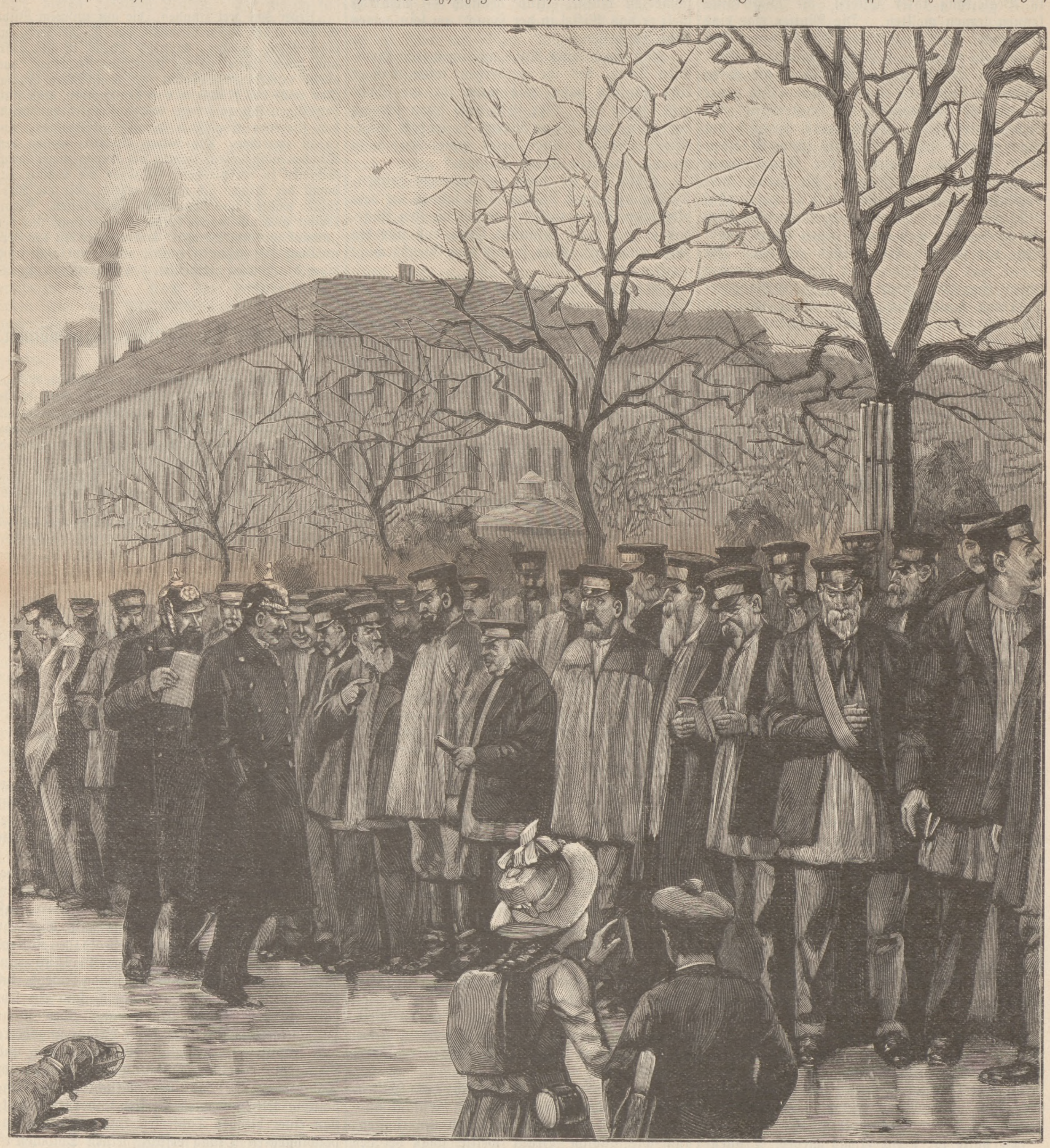
Seit Anfangs Mai 1702 lagerten und schanzten kaiserliche und reichsdeutsche Truppen vor Landau, um dieses nach den Angaben des berühmten Kriegsbaumeisters Vauban verstärkte Bollwerk des damaligen Elsaß zu bezwingen. Der französische Generalleutnant Melac, der mit viertausend Mann die wichtige Festung vertheidigte, gab den Belagerern manche harte Nuß zu knacken, zumal jene bis Mitte Juli über sehr wenig Artillerie verfügten. Erst als des Kaisers Leopold ältester Sohn, der bereits 1690 zum römischen König gekrönte Erzherzog Joseph, die Angelegenheit in die Hand nahm, kam ein lebhafterer Zug in die Belagerung. Der junge Habsburger erschien selbst beim Belagerungsheere und inspizirte fast täglich die Laufgräben und Batterien, tadelnd, aufmunternd, anordnend. Dabei war er von einer rücksichtslosen Mißachtung seiner eigenen Person und Gesundheit, von einer blinden Tapferkeit und von einem unbezwingbaren Drang erfüllt, seinen Soldaten es vorzuthun, sehr zur ernsten Besorgniß des eigentlichen Kommandanten der Belagerungsarmee, des Markgrafen von Baden-Durlach, dem der Kaiser in einem Handschreiben die Sicherheit seines Erstgeborenen besonders anvertraut hatte.

Nicht genug an diesem. Der Erzherzog hatte seine junge schöne Gemahlin Wilhelmine Amalia und natürlich einen glänzenden Hofstaat mit in's Feldlager genommen, und da wimmelte es von zahlreichen Kammerherren, Hofdamen, Lakaien, Köchen, Pagen, Zofen, Bereitern und Dienern

aller Art. Lustbarkeiten und Feste wechselten mit militärischen Schaustellungen ab, während draußen Soldaten mit Bauern emsig schanzten und gruben, und die schweren deutschen Karthaunen mit den französischen La Valière-Geschützen eiserne Grüße wechselten.

Längs dem anderen Ufer der sich langsam dahinziehenden Queich lag das Lager der Artilleristen, der Belagerungspark genannt. Um dem Mangel an militärisch organisirter Artillerie (Büchsenmeistern und Konstablern) zu begegnen, hatte der Erzherzog aus Böhmen und den Reichsstädten eine große Anzahl noch mittelalterlich zünftiger Büchsenmeister geworben, und diese, stolz und eigensinnig an ihren alten Rechten und Privilegien hängend, hatten sich ihr eigenes Lager geschlagen, wo sie mit Weib und Kind hausten.

In der Mitte desselben, zwischen Wagen,



Herbstparade der Berliner Dienstmänner. (S. 331)

Zelten und Hütten, flatterte die große Leinwandfahne mit dem Bildnisse der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Artilleristen, neben ihr stand die kleine Lärmkanone, und der ganze Raum war mit einem Graben umzogen, an dessen Biegungen und Ecken die bekannten hellebartenartigen Zünd- und Luntenstöcke der Büchsenmeister staken, um das Asylrecht des Artillerielagers anzudeuten.

Hier hausten und hantirten die biederen Konstabler, und von hier aus zogen sie in sich täglich ablösenden Trupps in die Laufgräben, Batterien, Pulverkammern und Laboratorien zu ihrem schweren gefährlichen Dienst hinaus. Gar Manchen brachte man krank, verwundet, verstümmelt oder todt seiner Familie zurück.

* * *

Es war ein heißer Augusttag. Von Impflingen her, dem Lager des königlichen Hofstaates, tönte fröhliches Lachen, heitere Stimmen und das lustige Gekläff der Jagdmeute; von Landau her dröhnten die schweren Kanonenschüsse; Blitz und Donnerschlag wechselten mit dem rollenden Geknatter der Infanteriesalven, und die Umrisse der Bastionen und Thürme der Festung waren in Pulverdampf eingehüllt. Auch aus dem Lager

Humoristisches.

Belohnte Pflichttreue.



Hans Friedrich Schmidt war ein Rekrut,
Er exerzirte stramm und gut,
Besonders groß war aber Schmidt
Im schwierigen Paradeschritt.



Einst gab der Herr Sergeant nicht Acht,
Wohin er seinen Weg gemacht,
Und er marschirt, es kommt ja vor,
Durch's offene Kasernenthor.



Als der Sergeant sich umgeschaut,
Er kaum noch seinen Augen traut,
Er sucht ihn hier, er sucht ihn dort,
Allein umsonst, der Schmidt war fort.



Doch dieser, seiner Pflicht bewußt,
Erwägt in seiner Heldenbrust:
„So lang, bis „Halt!" wird kommandirt,
Wird immer grade aus marschirt!"



Sein Weg geht durch die halbe Stadt,
Quer durch ein Damenpensionat,
Er schaut nicht rechts, nicht links sich um,
Eins — zwei, eins — zwei, so geht es stumm.



Auch über'n Marktplatz geht es jetzt,
Die Töpferfrau ist ganz entsetzt,
Denn er marschiret mit Geklirr
Durch's neue irdene Geschirr.



Jetzt liegt im Weg ein Restaurant,
Der Schmidt marschirt d'rauf los, nicht bang,
Da tönt ein „Halt!" mit einem Mal —
Es ist der strenge Herr Gen'ral.



Der ist natürlich sehr empört,
Doch als den Sachverhalt er hört,
Verwandelt sich sein Stirnerunzeln
Vergnüglich in ein heit'res Schmunzeln.



„Kehrt!" kommandirt er auf der Stell' —
Doch andern Tages beim Appell
Da ward der Schmidt — wer hätt's gedacht! —
Zu 'nem Gefreiten flugs gemacht.

der nicht gerade in den Laufgräben beschäftigten Infanterie hörte man lärmende Thätigkeit, nur in dem Belagerungsparke herrschte ernste Ruhe.

Bei Morgengrauen waren jene Konstabler, die der Dienst traf, nach den verschiedenen Batterien abmarschirt; einige Zeit später waren die zurückgekommen, welche nach vierundzwanzigstündigem Dienste abgelöst worden waren; diese schliefen nun in ihren Zelten und Hütten, während die Weiber in brodelnden Feldkesseln das Mahl herrichteten. Nur einige Zimmerer und Schmiede hämmerten abseits an einer zerschossenen Kanone herum, welche sie heute aus der Batterie geholt hatten und morgen wieder dahin bringen sollten. Ein junger Mann mit Zirkel und Zollstab leitete und beaufsichtigte die Arbeit.

Da gellten Hilferufe, und ein junges Mädchen, verfolgt von einigen Männern, kam im vollen Lauf auf das Artillerielager zu. Die Verfolgte übersprang leichtfüßig den kleinen Grenzgraben, erreichte die Fahnenstange der Barbarastandarte und brach dort vor Angst und Aufregung überwältigt zusammen. Die verfolgenden Männer — ein Profoß und Steckenknechte eines churpfälzischen Regiments — blieben zögernd stehen und sprachen eifrig miteinander.

„Nun, was ist's? Was steht ihr da wie Kühe vor dem neuen Thor? Vorwärts!" feuerte ein Junker in Seidenrock und Kniehosen die Zögernden an.

„Dürfen nicht weiter, Euer Gnaden," antwortete der Profoß, sich den Kopf kratzend. „Büchsenmeisterlager hat Asylrecht. Meine Macht ist hier aus."

„Mittelalterlicher Unsinn! Vorwärts! Ich verantworte es."

Der Profoß überlegte. Dem Sohne des Obersten Purckhardt v. Birkenstein, dem ehemaligen Lehrer des Königs, wollte er wohl gefällig sein; andererseits wußte er, wie hartnäckig und eifersüchtig die Artilleristen ihre ererbten Vorrechte hüteten, und daß der Markgraf immer ihre Partei nahm. Der Profoß sah unentschlossen zu seinen Steckenknechten hinüber.

„Vorwärts!" rief der junge Birkenstein abermals. „Auf ein paar Silberlinge und eine Extrakanne Wein kommt es mir nicht an."

Das entschied. Die Gerichtsknechte überschritten die Lagergrenze.

Jetzt sprang der junge Konstabler den Eindringlingen entgegen; mit Aexten und Hämmern folgten ihm seine Genossen als Rückhalt.

„Zurück!" rief er drohend, aber mit Würde. „Wer gab euch das Recht, als Amtsperson unser Lager zu betreten?"

Der Profoß deutete mit der Hand über die Schulter. „Der Herr Kammerjunker v. Birkenstein verantwortet es."

„Macht kein unnöthiges Aufsehen einer Dirne wegen, ehrsamer Konstabler," suchte der Junker zu begütigen. „Es ist die gewesene Zofe meiner Frau Mutter, einer königlichen Hofdame, versteht Ihr? 's ist ein schlechtes, nichtsnutziges Ding. Hat betrogen und gestohlen."

„Er lügt! Beim Himmel, er lügt!" schrie das Mädchen, sich aufraffend. „Ich bin unschuldig. Weil ich dem verliebten Junker auf die Finger schlug, rächt sich der elende Verleumder an mir. Einen Schmuck soll ich entwendet haben? — Pfui, der so etwas mir nachsagen kann! Bei dem Andenken meines Vaters, der auch Konstabler war, schwöre ich: ich bin ein ehrliches Mädchen!"

„Und wenn Ihr gemordet hättet," versetzte der Jüngling, „sobald Ihr in unserem Lager Schutz gesucht, und Eure Hand die Fahne der heiligen Barbara oder das Geschütz berührt hat, ist Euch drei Tage und drei Stunden freies Asyl gewährt. Dann richten wir Eure Sache, und habt Ihr gefehlt, so liefern wir Euch dem Richter aus; dem Unschuldigen aber bleibt unser Schutz!"

„Genug!" unterbrach hochmüthig Birkenstein die mit Wärme gesprochene Erklärung, „ich bin nicht geneigt, mich dem Urtheilsspruch von Gevatter Schreiner und Schlosser zu unterwerfen. Her mit dem Mädchen!"

„Die bleibt hier!" versetzte der junge Konstabler. „Im Uebrigen bin ich ebensogut Edelmann wie Ihr: Stuckjunker v. Feuerstein ist mein Name, und mein Vater, der Stuckhauptmann, steht heute draußen in der vierten Parallele vor Landau."

„Große Ehre für mich, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben," hohnlächelte der Kammerjunker, „indessen ein andermal davon! Jetzt möchte ich das Mädchen ausgeliefert haben."

„Und ich möchte, daß Ihr und Eure Schergen sofort unser Lager verlaßt, sonst — —"

„Sonst?"

Birkenstein wendete sich zum Profoß, diesem einen Befehl zur Anwendung von Gewaltmaßregeln zu geben; allein dieser vorsichtige Mann hatte sich Angesichts der Hämmer und Aexte der Konstabler bei Zeiten wieder über den neutralen Graben zurückgezogen, den eifernden und scheltenden Edelmann sich selbst überlassend.

Ein böser Zufall fügte es, daß jetzt in diesem Augenblicke eine kleine Abtheilung Musketiere vom Regimente Birkenstein vorbeimarschirte.

„Roller," rief der Junker dem ihm bekannten Feldwebel zu, „rucke er 'mal mit Seinen Leuten hier auf! Man molestirt den Sohn Seines Obersten."

„Also Gewalt?" schrien die Konstabler erzürnt, und der Allarmruf ertönte. Von allen Seiten des Lagers eilten die Büchsenmeister herbei, bewaffnet mit Luntenspießen, Schartenstechern, Ladzeugen und Hebebäumen, und bald stand dem kleinen Häuflein der Musketiere eine entschlossene Schaar kräftiger Männer gegenüber, die ihr Recht auch mit Gewalt zu vertheidigen willens waren. Vorläufig ward noch heftig hinüber und herüber geredet, aber jeden Augenblick konnte es zum Blutvergießen kommen.

Indessen war unbemerkt von den streitenden Parteien eine kleine, aber glänzende Reiterschaar am Schauplatze des Streites erschienen.

„Des römischen Königs Majestät!" rief Jemand. „Des römischen Königs Majestät!" rauschte es durch die Reihen und Gruppen, alle Waffen streckten sich, die Hüte flogen herunter, und feierliche Stille herrschte ringsum.

„Was geht hier vor?" fragte der Erzherzog.

Der Kammerjunker hatte im königlichen Gefolge seinen Vater entdeckt und ihm rasch die Lage erklärt.

„Ein alltäglicher Auftritt, Königliche Majestät," drängte sich Oberst Birkenstein vor. „Die Artilleristen weigern sich, eine durch den Profoß verfolgte Dirne und Diebin auszuliefern."

„Nach altem verbrieften Recht, aber nur für drei Tage," erklärte der Markgraf.

„Und deswegen soll es zum Handgemenge kommen?" zürnte der junge König. „Wer ist der Schuldige?"

„Majestät, wir sind die Angegriffenen," nahm bescheiden, aber bestimmt der junge Feuerstein das Wort, „angegriffen in unseren Rechten und unserer Person. Wir sind stets bereit, unser Leben in dem gefährlichen Dienste unseres Herrn zu lassen; sofern aber unsere Rechte nicht geachtet werden, sind wir unseres Eides los und ledig, wie unser alter Freibrief besagt."

„Unerhörte Frechheit!" brauste der Oberst auf.

„Ruhig, Birkenstein!" gebot der Erzherzog. „Ich will Jedem sein Recht lassen. So möge denn das Mädchen so lange bei den Konstablern bleiben, bis der Hofauditeur die Sache gerechterweise klargelegt hat, und bis dahin, Oberst Birkenstein, marschirt sein Brausewind von Sohn auf die Lagerwache als Arrestant wegen Mißbrauchs der Militärgewalt!"

Die Reiterschaar bewegte sich weiter, und bald herrschte wieder volle Ruhe im Lager der Büchsenmeister.

Das junge Mädchen wollte unter nochmaliger Betheuerung ihrer Unschuld ihrem Beschützer danken, dieser aber wehrte ab und führte die Erschöpfte zu seiner Mutter, einer würdigen Matrone, derb und kräftig gebaut, doch mit dem Ausdrucke wohlwollender Gutmüthigkeit in den wetterharten Zügen.

Beim Anblicke der Mutter ihres Beschützers erhellte ein freudiger Schimmer das Gesicht der Hilfesuchenden. „Gnädige Frau!" stammelte sie erregt.

„Kind, Emma — bist Du es wirklich?" rief Frau v. Feuerstein. „Du bist die Tochter des Altfeuerwerkers Bose, meines alten Freundes? Wie kommst Du daher?"

„Der Vater ist todt, gefallen bei Turin," antwortete Emma. „Die Mutter folgte bald darauf dem Vater in die Grube. Die gütige Frau v. Birkenstein nahm mich auf, und ich wäre zufrieden gewesen, wenn mich nicht der junge Herr mit seiner Leidenschaft verfolgt hätte, einer Leidenschaft, die durch meine entschiedene Abwehr sich in Haß und Rachsucht verwandelte. Die Frau Oberst vermißte ein Kleinod, und der Junker drohte, mich als die Diebin zu bezeichnen. So floh ich denn in meiner Angst, und das Glück führte mich zu meinen theuren Freunden."

„Und jetzt bleibst Du bei uns, Emma. Vier Söhne habe ich und keine Tochter. Sei Du fortan meine Tochter."

2.

Erzherzog Joseph hatte sich inzwischen mit seinem Gefolge den Batterien zugewandt. Als das wirre Durcheinander von Wällen und Gräben das Reiten unmöglich machte, stieg er vom Pferde und ging zu Fuße weiter von einer Batterie zur anderen, von einem Mörserkessel zu einem zweiten, von der Schanze zur Palissadirung. Ueberall war der junge Fürst befriedigt von der Geschicklichkeit und Ordnung, von der Besonnenheit und Kaltblütigkeit, mit der die Büchsenmeister und Konstabler ihre Geschütze bedienten und sorgfältig trotz des feindlichen Feuers Winkel und Richtmaß handhabten, Kugel und Pulver wogen und mit pedantischer Genauigkeit die Rohre richteten.

„Sind doch recht tüchtige Kerle," bemerkte der Erzherzog unter anderen anerkennenden Worten, „aber etwas kleinlich und engherzig in ihrem Zunftstolz."

„Auf ihre Rechte sind sie eifersüchtig," antwortete der Markgraf.

„Wer ist der junge Eisenfresser, der des Mädchens halber so in Harnisch gerieth?" frug Joseph nach einer Weile.

„Ein Sohn des Stuckhauptmanns Feuerstein, der in der vordersten Parallele die Artillerie kommandirt."

„Den Mann wollen wir aufsuchen; muß dem Sohne nach zu urtheilen auch ein harter Schädel sein."

„Das wohl, Majestät, aber die vierte Parallele liegt schon am Fuße des Glacis im heftigsten Gewehr- und Wallbüchsenfeuer der Franzosen, und Kaiserliche Majestät haben mir befohlen, die kostbare Gesundheit Eurer Königlichen Hoheit —"

„Der Kaiser ist zu ängstlich um mich, und Durchlaucht sehen zu schwarz," schnitt Joseph die vorsorgliche Bemerkung ab. „Nicht jede Kugel trifft. Ich bitte, meine Herren, nach der vierten Parallele!"

Vergebens waren weitere Vorstellungen. Die Festigkeit im Charakter dieses Prinzen artete oft in starren Eigensinn aus.

Sorglos schritt er voran, ungern und voll banger Angst hinter ihm die Herren des Gefolges.

Man war bald in das gefährlichste Kampfgebiet gekommen; das Pfeifen der Flintenkugeln

überwog das heulende Sausen der Stückgeschosse und Bomben. Die Arbeiter, Sappeure und Konstabler waren hier der größeren Gefahr wegen mit eisernen Helmen und Brustpanzern versehen, und trotzdem begegneten die Herren zahlreichen Verwundeten, denn die Franzosen gebrauchten auch Wallbüchsen, deren vierlöthige Kugeln jeden Panzer durchschlugen.

Nach Passirung vieler im Zickzack geführten Laufgräben und mancher Artilleriestellungen traf die glänzende Gesellschaft am Fuße des Glacis der feindlichen Werke ein, die ein mächtiger Laufgraben — die vierte Parallele — umzog. Hier empfing mit etwas ärgerlichem Staunen in seinen Zügen ein vierschrötiger Mann mit den Abzeichen der kaiserlichen Stuckoffiziere die Herren und meldete mit kräftiger Stimme den Stand der Dinge.

„Seine Königliche Majestät geruhen die Batterien hier besichtigen zu wollen," erklärte der Markgraf.

„Ich bitte Seine Majestät, von diesem Vorhaben abzustehen," erwiederte der Stuckhauptmann Feuerstein. „Hier ist der Ort für die Verlorenen, hier steht das Kanonenfutter."

„Wo meine Soldaten kämpfen, will ich auch sein," entgegnete Joseph.

„Majestät," warnte der Hauptmann dringender, „nicht nur der Feind schießt herüber, auch von unseren eigenen Kanonen droht Gefahr. Alter, nichtsnutziger Plunder, kupferne Röhren mit Lehm und Strickwerk umwickelt und in Sohlenleder genäht, verdächtiges schwedisches Vermächtniß, das uns die geizigen Augsburger aus ihrer Rumpelkammer geschickt haben, müssen wir hier aus Mangel an guten Kanonen verwenden. Solche ledernen Kanonen drohen jeden Augenblick zu zerspringen und meine ehrlichen Jungens zu zerreißen."

„Wird nicht geschehen, mein wackerer Hauptmann," lachte Joseph. „Und übrigens — ein Habsburger hat nie die Gefahr gescheut. — Führe Er mich ungesäumt zu Seinen Batterien."

Man war bald zur Stelle, wo eben eine sogenannte Gegenbatterie aus vier Stück der Augsburger ledernen Kanonen im Feuer gegen eine Bastionsflanke stand.

Ein Konstabler streute gerade das Zündkraut auf die Pfanne und kommandirte, indem er, dem damaligen Gebrauche gemäß, segnend das Kreuzzeichen über der Mündung machte: „Im Namen Gottes — Feuer!"

Sein Gehilfe senkte die Lunte; aus dem Zündloch zischte erst eine flackernde hohe Flamme hervor, dann entlud sich donnernd das Rohr, und das leichte Geschütz kollerte in polternden Sprüngen auf der hölzernen Bettung zurück; die Kugel aber sah man deutlich am Glaciskamme aufprallen, eine Palissade wegreißen, dann über den Festungsgraben springen und einen französischen Wallsoldaten niederwerfen.

„Bravo, das war gut gezielt!" rief der König befriedigt und reichte dem Konstabler ein Goldstück. Dieser würdigte die Gabe keines Blickes, sondern verrichtete unbeirrt seine Arbeit beim Wiedereinholen und Auswischen seiner Schießmaschine.

„Majestät wollen gnädigst entschuldigen," erklärte Feuerstein das Benehmen seines Untergebenen; „beim Geschütze kennt der Büchsenmeister nur dieses, nicht Vater nicht Mutter; er darf nichts Anderes reden, als was zum Dienst gehört, und nichts anrühren, es sei denn, es liege am Geschütze selbst."

Joseph verstand den Wink und legte das Goldstück auf den Protzstock, wo es sofort in dem ledernen Beutel des Konstablers verschwand.

„Auch so ein altes Vorrecht von euch?" lachte der König.

„Gewiß," bestätigte Feuerstein, „und ein zweites ist, daß der Kommandant einer im Feuer stehenden Batterie ermächtigt ist, Jeden wegzuweisen, der nicht dahin gehört, und wenn es selbst der römische König und der Sohn des Kaisers wäre."

Der Markgraf hatte ermuthigend dem kühnen Sprecher zugenickt, Oberst Birkenstein hingegen fuhr zornig auf: „Ihr sprecht da in sehr unverschämter Weise, mein Herr Stuckhauptmann."

Allein Joseph lächelte nur. Das starre Formenwesen dieser Artilleristen begann ihn zu belustigen, und er wollte durch stillschweigenden Protest versuchen, wie weit die Opposition derselben gehen werde.

Der Markgraf hielt, wie immer, zu den Konstablern. „Es ist die Sorge um Eurer Majestät Wohl," sagte er, „welche dem wackeren Manne eine so unehrerbietige Rede in den Mund legt." Wie um die Gefährlichkeit dieses Ortes zu beweisen, stürzte plötzlich mit lautem Wehruf ein Offizier des Gefolges, von einer Flintenkugel getroffen, zusammen.

In einem Augenblick war die Gesellschaft des Königs zerstoben, und jeder kauerte sich vorsorglich hinter einem Schanzkorb oder Erdaufwurf nieder, nur Joseph, der Markgraf und Feuerstein blieben beim Geschütze, das eben wieder feuerbereit in die Scharte eingeführt war.

Indessen hatten die Franzosen am Walle gegenüber eine zweiläufige Wallbüchse aufgeführt. Eben als der richtende Konstabler sich über sein Geschütz neigte, stieg drüben unter scharfem Knalle ein Rauchwölkchen auf, eine sausende Kugel schlug auf das Kanonenrohr und traf abprallend den Konstabler in die Stirne. Mit zerschmettertem Schädel stürzte er lautlos zu den Füßen des Königs nieder.

„Da ist Noth an Mann!" rief dieser, und dem Gefallenen das Richtvisier aus der Hand nehmend, wollte er sich selbst über die Kanone neigen.

„Zurück da!" Feuerstein sprang auf den König zu, ergriff ihn um den Leib und schob ihn zur Seite, um selbst das verwaiste Geschütz zu richten.

Kaum war diese, aller Ehrerbietung und Etikette hohnsprechende Handlung zum Entsetzen der Höflinge geschehen, als am Walle drüben sich der zweite Lauf der Wallbüchse löste, die Kugel das noch unverrückte Rohr fast an derselben Stelle traf und dem Stuckhauptmann den rechten Arm knapp über dem Ellenbogen wegriß.

Die Fassung Joseph's war erschüttert. Hätte der Stuckhauptmann nicht so schroff sein Recht geübt, so lag statt seiner jetzt er selbst todt oder verwundet auf der blutbedeckten Bettung. In Ausübung seiner Pflicht, in Wahrung seines Rechts, in Sorge um den Sohn seines Kaisers war Feuerstein schwer verwundet worden, und noch jetzt stöhnte er mit matter Stimme: „Majestät! — Fort! — Aus der Batterie!"

„Geschieht schon, geschieht schon," antwortete Joseph bewegt und verließ mit seinem Gefolge den unheimlichen Ort. Sein Leibarzt erhielt den Befehl, die sofortige Pflege und die Wegschaffung des Schwerverwundeten zu übernehmen.

Es war ein trauriger Zug, welcher Abends in das Lager der Konstabler eintrat und die Bahre mit einem sterbenden Mann in's Zelt setzte. Der Leibarzt hatte es für nothwendig gefunden, den zerfetzten und zersplitterten Arm zu amputiren und diese Operation vorzunehmen, als die eingetretene Bewußtlosigkeit des Verwundeten dieselbe erleichterte. Wiewohl in damaliger Zeit eine derartige Verwundung unter zehn Fällen neunmal den Tod nach sich zog, versicherte der Doktor, mit Rücksicht auf die gesunde Konstitution des Kranken, die Wahrscheinlichkeit der Genesung.

Aber Frau v. Feuerstein wußte trotz der gegentheiligen Versicherung, daß sie in wenigen Stunden zur Wittwe werde, und der tiefe Schmerz, der sie ergriff, lähmte die sonst so rüstige und an alle Greuel des Kriegs- und Lagerlebens gewöhnte Frau in ihrem Denken und Thun.

Jetzt erwies sich Emma, der neue Hausgenosse, als helfender Engel, welcher mit kundiger und milder Hand dem Sterbenden Labung und Linderung reichte, den weichen Pfühl dem einfachen Feldbette einschob, die lästigen Fliegen abwehrte und kühle Luft der brennenden Stirne zufächelte.

Am nächsten Tage erschien der König mit seinem Arzte, um selbst nach dem Kranken zu sehen. Er fand eine Leiche.

Die Frau des Verstorbenen, die nun Angesichts des Unabwendbaren wieder ihre ganze Festigkeit gewonnen hatte, empfing den kaiserlichen Prinzen mit Ergebung und Würde.

„Ihr Mann ist für mich gestorben, gefallen als Held in seinem Berufe, es bleibt meine Pflicht, für seine Hinterbliebenen zu sorgen," tröstete sie Joseph. „Wo ist Ihr Sohn?"

„Einer in Ungarn, einer in Italien im Feld, der Jüngste zu Hause bei den Großeltern in Böhmen und der Zweite —"

„Den meinte ich, den ich hier gestern gesehen," unterbrach sie der König.

„Er hatte gestern seinen Ruhetag, jetzt ist er in der Batterie, in derselben Batterie, wo gestern sein Vater fiel."

Der König reichte ihr die Hand. „Ihre Söhne sind meine Söhne," sagte er einfach.

„Majestät," bat die Wittwe, „ich habe auch eine Tochter — seit gestern — eines Artilleristen Waise — ein braves, ehrliches Kind!"

Zögernd schritt Emma, durch einen Wink herbeigerufen, nach vorne.

„Ach — das Mädchen von gestern!" erinnerte sich der König. „Ihre Angelegenheit ist aufgeklärt, sie ist vollkommen unschuldig, und was ihre Versorgung anbetrifft, so wird die hochwürdige Frau Oberin der Salesianerinnen das Weitere übernehmen."

Und gütig grüßend entfernte er sich.

— — — — — — — — — — —

Der nachmalige Kaiser Joseph I. hatte aber nur für zwei Feuersteine zu sorgen, welche er in einem Ritterkollegium erziehen ließ; die beiden Anderen fielen in ihrem Berufe auf dem Schlachtfelde. Aber die Beiden, es waren unser Held Anton und der Jüngste, Andreas, zeigten sich würdig der Fürsorge des Monarchen, und ihre Namen glänzten in dem Ehrenbuche der kaiserlichen Artillerie. Beide, später in den Grafenstand erhoben, waren als Artilleriegenerale die wirksamsten Mithelfer des Fürsten Liechtenstein, des berühmten Reorganisators der österreichischen Artillerie unter Maria Theresia.

Emma Bose starb 1711 an den Blattern, die sie sich bei der Pflege ihres kaiserlichen Gönners — der bekanntlich derselben Krankheit erlag — geholt hatte.

Das Geschütz, bei welchem Joseph als römischer König das vorerzählte Abenteuer erlebte, ließ die Stadt Augsburg vergolden und bat den Kaiser, dasselbe als Erinnerung anzunehmen. Es steht noch heutigen Tages im Artilleriesaal des kaiserlichen und königlichen Heeresmuseums in Wien, und deutlich sieht man noch die beiden Geschoßeindrücke, wo die Kugeln aufprallten, von denen eine ohne die Pflichttreue des Hauptmanns Feuerstein dem Leben eines deutschen Monarchen ein Ende gemacht hätte.

Mannigfaltiges.

Diebische Thiere. — Es ist bekannt, daß unsere Raben, Dohlen und Elstern eine außerordentlich große Vorliebe für glänzende Gegenstände besitzen, die sie sich, wo sie irgend können, aneignen und in

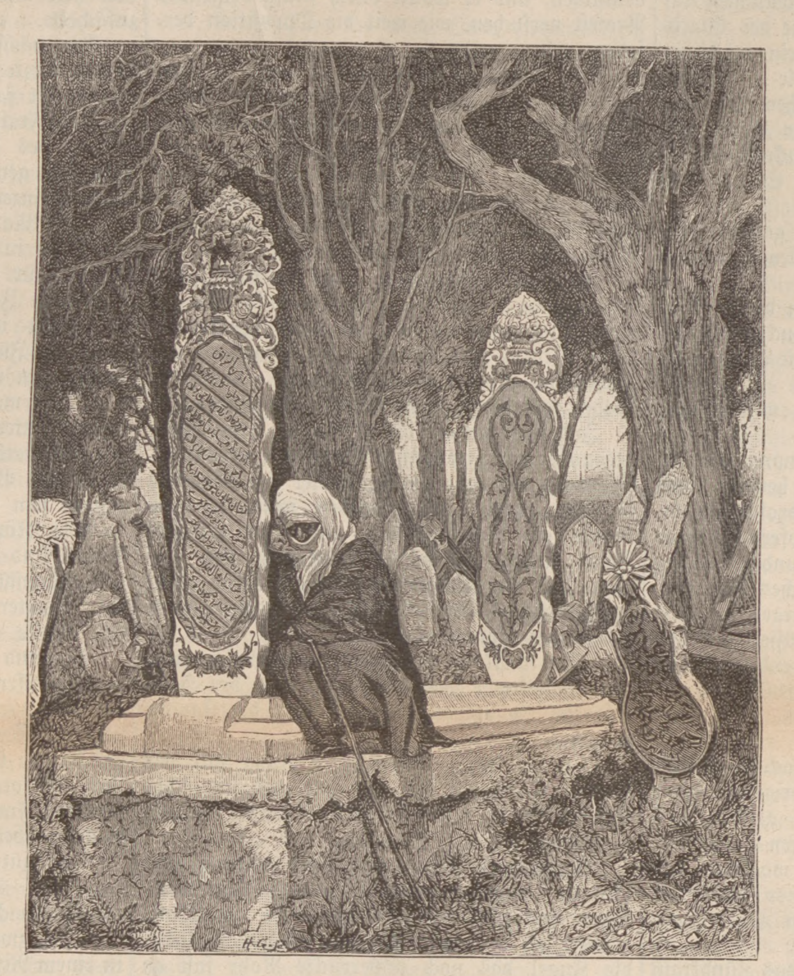
ihren Nestern zusammentragen. Allein die genannten Vögel sind nicht die einzigen, welche Diebesgelüste bekunden. Ihnen ebenbürtig an die Seite zu stellen ist der merkwürdige australische Atlasvogel, der sich einen zierlich gewölbten Gang aus Zweigen baut, um darin zu spielen, und in ihm Land- und Seemuscheln, Knochen und lebhaft gefärbte Vogelfedern ansammelt. Gould berichtet, daß man in den Spielhäusern des Atlasvogels schon Tabakspfeifen und Tomahawks gefunden habe. Wenn daher den Eingeborenen irgend eine Sache abhanden gekommen ist, so suchen sie zuerst die Spielhäuser des Atlasvogels ab. — Auf einem ausgesprochenen Aneignungstrieb dürfte auch die Eigenthümlichkeit der syrischen Spechtmeise beruhen, die die schillernden Flügel von Insekten sammelt. Dagegen ist der große indische Fliegenschnäpper mit der Federhaube in gleicher Weise auf abgestreifte Schlangenhäute erpicht. Der afrikanische Hammerkopf liest mit Vorliebe Schneckenschalen, Knochen, Glasstückchen, Topfscherben oder was er sonst von allerhand Dingen glänzender und auffallender Art findet, auf.

Wie die Vögel, so weisen auch die Säugethiere diebische Vertreter auf. Namentlich äußert ein kleines südamerikanisches Säugethier, die Viscacha, eine ausgeprägte Stehlsucht. Sie schleppt jeden harten Gegenstand, auf den sie stößt, an den Eingang ihres Baues. Der englische Naturforscher Hudson berichtet, daß ein Mann beim Reiten in dunkler Nacht seine Uhr verloren hatte. Er kehrte am Morgen zurück, suchte in der Nähe jedes Viscachaloches längs des Weges und fand, wie er erwartet hatte, die Uhr bald wieder. Die Gewohnheit, alles aufzuheben, was in der Nähe ihrer Behausung liegt, muß den Thieren, meint der genannte Forscher, viele Mühe bereiten. Zu welchem Zweck es geschieht, vermag er nicht anzugeben. Zur Vertheidigung kann es nicht sein, denn die Haufen liegen hauptsächlich oberhalb des Eingangs zum Bau, der mit sehr geringer Neigung in den Boden führt.

Noch übertroffen wird die Viscacha von der kalifornischen Waldratte. Von einem Nest dieser Ratte schreibt Lindsay: „Ich fand die Außenseite ganz zusammengesetzt von Nägeln, die alle symmetrisch geordnet und mit den Spitzen nach außen gerichtet waren. In der Mitte dieser Masse war das Nest, das aus feinen Hanffasern bestand. Dazwischen befand sich Folgendes: Zwei Dutzend Messer, Gabeln und Löffel, sodann Fleischermesser, drei an der Zahl, ein breites Tranchirmesser nebst Gabel, ein Dolch, verschiedene große Tabakspfeifen, eine alte Börse, welche Silbergeld, Streichhölzer und Tabak enthielt, sowie einige kleine Schlüssel. Außerdem fand sich eine silberne Glocke vor, die auf einen Haufen Baumwolle gelegt war, während das Innere mit Glas angefüllt war. Alle diese Gegenstände mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung her zusammengeschleppt worden sein, da das Nest in einem unbewohnten und alleinstehenden Hause angelegt worden war.“ [B—ck.]

Und sie kriegten sich doch. — Vor ungefähr fünfzig Jahren lernte auf einem Balle im Hotel des englischen Botschafters in Paris Miß Ellen, die Tochter des Lords Harvey, den jungen Kapitän der französischen Armee Auberi du Maurier kennen. Es dauerte nicht lange, so hielt der Letztere um ihre Hand an, jedoch erklärten die Eltern kurz und bündig, sie würden ihre Tochter nie einem armen, unbedeutenden Offizier geben. Miß Ellen aber beharrte ebenso fest darauf, nur dem Kapitän die Hand reichen zu wollen. Endlich ergriff man folgenden Ausweg. Die Tochter begab sich zurück nach England, und sie durfte mit dem Franzosen ein Jahr lang einen Briefwechsel unterhalten. Aenderten Beide während dieser Zeit ihre gegenseitige Gesinnung nicht, so sollte die elterliche Erlaubniß erfolgen. Nun begann ein lebhafter Austausch von Briefen zwischen den beiden Liebenden, bis auf einmal, schon nach drei Monaten, die Antworten aus Paris beharrlich ausblieben. Miß Ellen zerfloß nicht in Thränen, sondern gerieth in Wuth. „Das ist Hinterlist,“ rief sie, „man unterschlägt seine Briefe! Auberi kann nicht untreu sein!“

„Wenn Du das glaubst,“ sagte der Lord gelassen, „so gib Deine Briefe selbst auf die Post und frage selbst nach, ob Briefe an Dich eingelaufen sind.“ Miß Ellen that dies, aber ohne Erfolg. Die arme Betrogene gab schließlich den Vorstellungen ihrer Eltern nach und vermählte sich mit dem reichen Grafen Pembroke. Dann reiste sie mit ihrem Gatten nach Italien, und nach ihrer Zurückkunft folgte sie ihm auf seine Besitzung in der Grafschaft Sussex. Nach einigen Jahren starb der Graf und bald auch Lord Harvey. Dessen Wittwe zog zu ihrer Tochter. Als auch sie ihr Ende nahen fühlte, machte sie ihrer Tochter das Geständniß, daß ihr Gatte alle an sie aus Paris eingehenden und von ihr nach Paris abgesandten Briefe polizeilich hatte anhalten lassen. Nach dem Tode der Lady Harvey bewahrheitete sich das. Als die Gräfin eines Tages den Schreibtisch der Verstorbenen durchsuchte, fand sie jene unterschlagenen Briefe. Sie las, mit welcher rührenden Sehnsucht Auberi du Maurier schrieb, wie er sie beschwor, ihm eine Antwort zu geben, wie er klagte und flehte. Sofort stand ihr Entschluß fest. Der nächste Tag sah sie auf dem Wege nach Frankreich. Hier angekommen war ihr erstes, sich im Kriegsministerium nach dem Unvergeßlichen zu erkundigen. Der inzwischen zum General avancirte Auberi du Maurier war soeben im Begriff, von Marseille aus nach der Krim abzufahren. Er war unverheirathet. Ein Brief der Gräfin klärte ihn über die Täuschung auf, der sie Beide zum Opfer gefallen waren, und ehe noch der General sich in den Kampf mit den Russen stürzte, stand er mit der Geliebten seiner Jugend zu Marseille am Altar. [D.]



Türkischer Friedhof.

Ein türkischer Friedhof.

(Mit Abbildung.)

Als das Musterbild eines türkischen Begräbnißplatzes gilt der auf der kleinasiatischen Seite Konstantinopels gelegene Friedhof von Skutari, auf den uns unsere Abbildung versetzt. Er ist ein großer Cypressenwald, von vielen Wegen durchzogen, die als öffentliche Straßen dienen, wie denn überhaupt der Türke keineswegs den Begräbnißplatz vorzugsweise als eine Stätte der Trauer und des Schmerzes betrachtet. Im Sommer kommt es oft vor, daß die Hinterbliebenen bei dem Grabe eines kürzlich Verstorbenen dauernd ihre Wohnstätte aufschlagen und unter einer Laube von Blättern und Zweigen schlafen, deren Stützpunkt der hohe Grabstein ist. Diese Grabsteine mit ihrem eigenthümlichen Ornament am oberen Theile (das bei Männern meist einen Turban oder Fez darstellt, bei Frauen aber in eine Muschel oder eine Arabeske ausläuft) sind mit großer Kunstfertigkeit hergestellt. Die erhaben gehaltenen Inschriften sind durchweg einfach und sinnreich.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:

Ein Narr schmeichelt sich selbst, ein Weiser schmeichelt den Narren.

Anagramm-Aufgabe.

Aus je zwei Wörtern soll durch Umstellung ihrer Buchstaben ein Wort gebildet werden; z. B. Base und Theil = Elisabeth, Hain und Karat = Katharina. Auf solche Weise wird: 1) aus Heu und Stein eine Giftpflanze, 2) aus Hora und Kamin ein Musikinstrument, 3) aus Eisen und Mohr eine Stadt im südlichen Bayern, 4) aus Feile und Tadler der Name vieler Gesangvereine, 5) aus Alba und Ilse ein Frauenname, 6) aus Nichte und Sir ein Frauenname, 7) aus Ada und Hirn ein römischer Kaiser, 8) aus Binse und Werg eine Stadt in Württemberg, 9) aus Mai und Nest eine griechische Göttin, 10) aus Plan und Thee ein Säugethier, 11) aus Emin und Reh ein Frauenname, 12) aus Binse und Turin ein berühmter Musiker.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Räthsel.

Mit zweimal **o** ruft's Aerger und Verwund'rung aus,
Mit zweimal **e** bringt es die Frau in's Haus.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Trennungs-Räthsels in Nr. 41:

Ein Zug — Einzug.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.